Grafen Taaffe und tritt als Kämpfer gegen die liberale Partei, gegen die Bürgerschaft auf.

Die treffende Bezeichnung eines solchen Vorgehens müßte dem Wortschatze Kronawetter's entnommen werden. Sollen die Bürger Wiens für den Grafen Taaffe stimmen, oder für den Grafen Hohenwart, oder für den Prinzen Liechtenstein? Ein Feind der Bürgerschaft ist der Erwählte der Bürgerschaft geworden, als die Stunde schlug, in der man das Bürgerthum von allen Seiten, mit aller Macht bedrängte. Wir hören das Urtheil des P. Greuter über einen Mann, der sein eigenes Nest verunglimpft. Es gereichte der City Wiens zur peinlichen Schande, wenn der Hausherr aus der Lerchenfelderstraße noch länger der Vertreter der Bürger der City wäre. Wo Takt und Feingefühl fehlen, hört jede Rücksicht auf. Ferdinand Kronawetter hat Titel und Charakter eines Vertreters der Bürgerschaft aufgegeben, er muß dessen auf offenem Markte entkleidet werden.

Die Krise im Rathhause.

Wien, 21. October.

Genau sechzehn Tage sind es her, daß Bürgermeister Dr. Prix vom fortschrittlichen Verbande des Gemeinderathes anläßlich des Ansturmes der Opposition gegen ihn ein einstimmiges Vertrauensvotum erhielt. Und heute stehen wir schon wieder vor einer neuen Krise. Wir haben vor zwei Wochen unsere Stimme erhoben, um den Herrn Bürgermeister zu ermahnen, keine neuen Fehler zu begehen. Er hat diese Mahnung in den Wind geschlagen und trotz einigen Entgegenkommens in formaler Beziehung nun glücklich die ganze fortschrittlichgesinnte Bevölkerung Wiens gegen sich aufgebracht, einen schweren Riß in der eigenen Partei herbeigeführt.

Von zwei Seiten wird diesmal dem Oberhaupte der Stadt zu Leibe gegangen, und zwei Dinge sind es, die ihn abermals vor die Nothwendigkeit stellen, die Frage des Vertrauens aufzuwerfen, oder, sagen wir es rund heraus: auf sein Urtheil zu warten. Das eine ist eine Frage von rein formaler budgetärer Bedeutung. Herr Dr. Prix hat eine Eigenmächtigkeit begangen, indem er Werthspapiere aus dem städtischen Besitze veräußern ließ, ohne den Gemeinderath zu fragen. Er that dies — wir glauben es ihm — in der Meinung, daß auch heuer, wie seit Jahren, solches bei der Budgetberathung zur Deckung eines allenfallsigen Abganges nach Aufzehrung der baaren Kassenbestände beschlossen worden sei. Auf diesen Vorgang bafiren Dr. Lueger und sein Anhang diesmal ihren Angriffsplan, indem sie in geschickten Redewendungen die Sache in falsches Licht setzen und so thun, als ob die Gemeinde um diese Million geschädigt wäre, was durchaus nicht der Fall ist. Auch der Gemeinderath hätte, wenn die Sache rechtzeitig vor ihn gebracht worden wäre, nichts Anderes beschließen können, als was Dr. Prix gethan hat. Das verhindert natürlich nicht, daß alle seine Gegner — und Dr. Prix wußte sich seit seiner Erhebung auf den Bürgermeisterstuhl deren nicht wenige zu machen — voran sein alter Rivale Lueger, sich mit Heuereifer dieser durch ein Versehen herbeigeführten Incorrectheit bemächtigen.

Viel gefährlicher für Herrn Dr. Prix ist der zweite Angriffspunkt: sein von uns jattsam besprochenes Verhalten im Bezirksschulrath bei der Wahl des Herrn Directors Gugler. Damit hat sich der Bürgermeister in schroffen Gegensatz gestellt zu der überwiegenden Mehrheit seiner eigenen Partei, zu Jenen, die ihn zu dem gemacht haben, was er ist — ja noch mehr, zu den Principien, nach denen im Rathhause nach dem Willen der Majorität der Bürger regiert werden soll. Diesen Punkt greifen natürlich die Lueger und Geßmann nicht auf; consequenterweise, wenn eben nicht ihr Haß viel, viel größer wäre, als ihre Consequenz, müßten sie vielmehr dafür Herrn Dr. Prix gegenüber seinen eigenen Parteigenossen in Schutz nehmen . . . .

Herr Dr. Prix weiß es, daß diesmal die Entrüstung gegen ihn eine tiefgehende ist, daß er Mühe haben wird, den Sturm zu beschwören, der in der montägigen Parteiversammlung ihn umbrausen wird. Alle Welt greift sich an den Kopf und fragt: Was will denn nur dieser Mann, der es in der Hand hatte, sich populär zu machen, wie kaum ein Zweiter auf dem Bürgermeisterstuhl, den das Glück in eine Zeit voll großer Arbeit gestellt, den es zum ersten Bürgermeister von Groß-Wien gemacht! Warum stößt er alle Leute vor den Kopf? Warum läßt er alle Ermahnungen, alle bitteren Erfahrungen, die er schon gemacht, unberücksichtigt? Man weiß, daß er von jeher ein Kampfhahn war, daß ihm der Kampf Leben ist. Aber mußte er sich denn nicht sagen, daß seiner Partei die Geduld endlich doch einmal reißen, daß sie schließlich sogar dazu kommen müsse, zu sagen: Lieber lassen wir uns von dem Gegner ins Gesicht schlagen, als von dem, der angeblich einer der Unseren ist!

Denn so steht die Sache heute. Es handelt sich nicht mehr um die Personen der Herren Dr. Uhl oder Gugler, es handelt sich nicht um die Einschränkung der Macht des Gemeinderathes — viel mehr steht auf dem Spiele. Dr. Prix schädigte durch sein Vorgehen unausgesetzt die liberale Partei, in der er eine führende Rolle spielen sollte; er ist mit schuld, wenn Stück um Stück ihres Besitzstandes in Wien abbröckelt. Er hat die Hausherren brüskirt — das Ergebniß war der Verlust von sechs Mandaten. Er hat im Bezirksschulrathe die Lehrerschaft vor Allem vor den Kopf gestoßen — in anderthalb Jahren aber entscheidet der zweite Wahlkörper über Sein oder Nichtsein der liberalen Partei im Rathhause. Die Handhaben, die er mit anderen Vorkommnissen den Gegnern zur Wahlagitation in die Hand gibt, sind auch nicht zu übersehen — kurz, es ist höchste Zeit, daß die Fortschrittspartei ein sehr ernstes Wort mit Herrn Dr. Prix spreche . . . .

Was soll geschehen? Wie die Dinge liegen, müßte die Antwort auf diese Frage unter normalen Verhältnissen die sein: Dr. Prix kann nicht länger von der Fortschrittspartei, die er schwer geschädigt und beleidigt hat, gehalten werden. Aber die Constellation im Rathhause ist eine solche, daß man auch heute als echter Freund des Fortschritts nicht zu dem äußersten Schritte rathen kann. Es ist nicht anzunehmen, daß aus der Fortschrittspartei heraus allein und nur mit deren Stimmen ein neues, den großen Aufgaben der Stadtverwaltung gewachsenes Präsidium gebildet werden könnte. Nur mit Hilfe der 46 Antiliberalen wäre wahrscheinlich eine Wahl im jetzigen Zeitpunkte möglich, da Dr. Prix jedenfalls noch ein Häuflein ihm unter allen Umständen ergebener Männer um sich zu scharen wüßte. Die Liste Dr. Lederer-Boschan-Lueger aber, die in jüngster Zeit circulirte, kann nicht den Beifall liberaler Männer finden; sie aber hätte Aussicht, durchzudringen. Es muß also ein Ausweg gefunden, es muß neuerlich mit Dr. Prix pactirt werden. Aber er muß Garantien bieten für sein fernetes Verhalten, das sich nicht mehr von der Linie des Fortschritts entfernen darf; es muß ihm ernstlich zu Gemüthe geführt werden, daß es auch einen Zeitpunkt geben könnte, wo man selbst die oben erwähnte Liste einem Regime Prix, wo man das kleinere Uebel dem größeren vorziehen würde.

Wir wünschen, daß Herr Dr. Prix dies einsieht, wir wünschen im Interesse des Fortschritts, im Interesse des Gedeihens der Stadt, daß er endlich einlenkt und seinen aufrichtigen Frieden macht mit der Partei, die ihn ob seiner Verdienste so hoch emporgehoben, und die ihn nur unter dem Zwange der äußersten Nothwendigkeit fallen lassen will und kann.

König Albert von Sachsen.

Wien, 21. October.

Die Erinnerungen einer an freudigen und traurigen Ereignissen reichen Epoche werden morgen für das Königreich Sachsen und seinen tapferen Volksstamm lebendig; König Albert feiert sein fünfzigjähriges Militär-Jubiläum und wird dabei die Glückwünsche nicht blos seiner Armee und seines Volkes entgegennehmen, sondern auch durch das persönliche Erscheinen des deutschen Kaisers und des Erzherzogs Albrecht als Vertreters des Kaisers Franz Josef geehrt werden. Die Zerrissenheit Deutschlands, die Ohnmacht des deutschen Namens, sein Aufsteigen und sein strahlender Triumph — von alledem war der Jubilar Zeuge, und wenn die Namen derer genannt werden, die an dem herrlichen Bau des neuen Deutschen Reiches als Meister thätig waren, wird immer der des Königs Albert mit in erster Reihe stehen.

Die militärischen Heldenthaten, die den Feldherrenruhm des Jubilars auf dem sächsischen Königsthrone begründet haben, fallen in die Zeit, da noch sein Vater Johann regierte. Auf den böhmischen Schlachtfeldern floß das Blut der sächsischen Brüder für die Idee eines Deutschen Reiches unter der Führung Oesterreichs. Die glänzenden Leistungen der sächsischen Armee und ihres Führers, des Prinzen Albert, in diesem Feldzuge wurden von Freund und Feind anerkannt. In die Reihe der hervorragendsten deutschen Heerführer stellte sich aber Prinz Albert erst im deutsch-französischen Kriege von 1870/71, wo er als Commandant des zwölften norddeutschen Armeecorps die siegreiche Entscheidung bei Gravelotte-St. Privat herbeiführte und als Oberbefehlshaber der Maas-Armee die berühmte Flankenbewegung nach Norden ausführte, Mac Mahon bei Beaumont in die Flucht schlug und an der Spitze des rechten Flügels der deutschen Armee zur Entscheidung bei Sedan wesentlich beitrug. In Folge dieser außerordentlichen Leistungen wurde Prinz Albert nach dem Kriege zum General-Feldmarschall der deutschen Armee ernannt.

Doch nicht blos der Lorbeer des siegreichen Feldherrn schmückt den Jubilar; ist sein morgiges Jubiläum auch ein militärisches Fest, so werden doch nicht minder seine Friedensthaten den Ehrentag verschönern. Der sächsische Stamm, aber auch alle anderen deutschen Stämme verehren in König Albert einen wahrhaft nationalen, volksthümlichen Fürsten. Am 29. October d. J. werden es gerade zwanzig Jahre sein, daß Prinz Albert nach dem Tode seines Vaters den sächsischen Thron bestieg. Die glänzende Entwicklung des Landes nach der volkswirthschaftlichen und culturellen Seite in den beiden letzten Jahrzehnten bezeugt am besten die Weisheit und Güte des Regimes, dessen sich Sachsen unter König Albert erfreut. In der That ist der gegenwärtige König von Sachsen einer der populärsten Fürsten; in ganz Deutschland genießt er den Ruf, zu jenen deutschen Fürsten zu gehören, welche der eiserne Kanzler einst als die wahren Stützen der Reichseinheit bezeichnete.

Dabei ist König Albert der unverändert treue Freund Oesterreichs geblieben, als der er einst unser Waffenbruder auf blutbedeckten Schlachtfeldern war. Die Zeit hat die schmerzhaften Wunden geheilt, die der deutsche Bruderkrieg geschlagen hatte, und staatsmännische Weisheit hat ein neues, dauerhaftes Band geknüpft, das die einst feindlichen Brüder in Freiheit wieder vereinigt. König Albert von Sachsen ist die sichtbare Verkörperung dieses Bundes, er ist der jährliche Gast und Jagdgenosse unseres Kaisers, und in ihm lebt die Tradition fort, die vom alten deutschen Bund zum deutsch-österreichischen Bündniß herüberführt. Erzherzog Albrecht wird morgen als Vertreter unseres Kaisers dem Jubelfeste in Dresden anwohnen, aber nicht blos unser Monarch und unsere Armee werden den König von Sachsen zu seinem Ehrentage beglückwünschen, auch das deutsche Volk in Oesterreich nimmt freudigen Antheil an den Ehrungen, welche dem nationalgesinnten deutschen Fürsten und dem Freunde Oesterreichs gespendet werden.

Inland.

Wien, 21. October.

Die Lage.

Daran ist nicht zu zweifeln, das bekunden die Namen der Abgeordneten, die die Vereinigte Deutsche Linke in den Vierundzwanziger-Ausschuß entsenden wird, die Ausnahmsverordnungen der Regierung werden keine Mehrheit finden.

Man mußte daher annehmen, daß die Auflösung des Parlaments bereits beschlossen sei. Es gibt gewichtige Stimmen, die diese Annahme bejahen. Andererseits wird behauptet, daß die Auflösung nicht sofort erfolgen soll. Und drittens geht das Gerücht, daß Graf Taaffe gerade heute, unter dem Eindrucke der vollzogenen Ausschußwahlen, sich der Ansicht zuneige, die heiße Suppe erst auskühlen zu lassen.

Forschen wir den Wegen nach, die die Ueberlegungen des Grafen Taaffe wandeln.

Das Cabinet hegt offenbar die Absicht, bevor das Parlament verabschiedet wird, durch den Mund des Grafen Taaffe oder eines anderen Ministers in offener Sitzung klarzulegen, welche Ziele die Wahlreform verfolge, welchen Intentionen sie entsprungen sei. Unter dem Eindruck dieser Erklärungen sollen dann die Wähler an die Urne treten.

„Ja, kannst es denn?"

„Na, kein Wort. Nur eins hat er mir gesagt. Aber heißt mäh, hat er g'sagt."

„Na, nacher ist's leicht," tröstete ihn der Andere. „Dös sagt bei uns jed's Schaf."

Und sei es, daß dieser Trost versing, oder sei es den etlichen Vierteln Gespritzten zuzuschreiben, genug, in die Seele des armen Citoyen kehrte allmälig Ruhe und Zuversicht ein, und er beschloß, die Sprache zu lernen, die jedes Schaf sprechen kann.

Als er aufstand, war nicht sein Entschluß, wohl aber seine Beine schwankend geworden, trotzdem aber gelangte er ziemlich gerade in das Quartier des Herrn Hauptmanns.

Hier fing er sofort seine französischen Uebungen an.

„Mäh! Mäh! Mäh!"

„Himmelsacrament!" schrie der Hauptmann drin im Zimmer und sprang wüthend heraus. „Wer meckert denn da?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich lerne Französisch!"

Da übermannte Rührung unseren Hauptmann.

„Da haben Sie einen Sechser, Citoyen," sagte er, „Sie sind ein braver [illegible] für jedes Wort Französisch, das Sie lernen, kriegen Sie wieder einen Sechser."

* * *

Franz Friedbürger vulgo Citoyen de la paix lernte krampfhaft Französisch. Er hatte sich mit einem solchen Feuereifer darauf geworfen, daß der Hauptmann, dessen Wort immer galt, sich die französischen Brocken seines Burschen bald am eigenen Munde absparen mußte.

Dabei vernachlässigte Franz alle anderen Arbeiten. Das Französische nahm ihn eben vollständig in Anspruch, und wenn der Hauptmann fragte: „Sind meine Stiefel gepetzt?" entgegnete Citoyen: „Noch nicht, Herr Hauptmann, mäh la schör äh dang le schardeng."

Auch in den Zimmern sah es sehr unordentlich aus. Citoyen hatte keine Zeit zum Aufräumen, und wenn Hauptmann Renner meinte, er hätte doch einmal auskehren und abstauben können, meinte wieder der Bursche:

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, mäh mong frär a perdü song schapoh."

Damit war der Hauptmann entwaffnet, solchen Gründen konnte er nichts entgegensetzen, und er mußte die Dinge hinnehmen, wie sie waren.

Verließ Renner seine Wohnung, und das geschah dienstlich und außerdienstlich oft genug im Tage, dann stellte sich Citoyen stramm neben der Thür hin und sagte: „Entschuldigen, Herr Hauptmann, ich hab' wieder vier Wörter gelernt" und sagte sie sofort auf: „Tabloh, Resong, Schatoh und Kasch," worauf Hauptmann Renner seufzend in die Tasche griff, dem Burschen vier Sechser in die Hand drückte, nicht ohne ihm dabei den wohlmeinenden Rath zu geben: „Strengen Sie sich nicht zu sehr an, es könnte Ihnen schaden."

* * *

Wer da weiß, wie es Einem zumuthe ist, wenn man sich tief in das eigene Fleisch schneidet, der kann sich ungefähr einen Begriff machen, was Hauptmann Renner fühlte, als er zur Einsicht kam, daß die Fortschritte seines Dieners im Französischen so rapide waren, daß er selbst entweder genöthigt wurde, Schulden zu machen oder Citoyen zu entlassen.

Nach schwerem Kampfe entschloß er sich zu letzterem, und mit schmerzlicher Rührung theilte er Citoyen diesen Entschluß mit.

Der Donnerschlag hätte den [illegible]t ärger treffen können, er versuchte noch einmal die Gewalt seines „Mäh", aber es half nichts. Es kam wie im Liede: „Es muß geschieden sein." Und als Citoyen, der nun wieder zum Franz Friedbürger schlechtweg wurde, den Hauptmann verließ, da sagte er nur noch: „Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann, aber ich habe noch zehn Worte gelernt!"

Hauptmann Renner aber wollte die Worte nicht hören, er drückte ihm schweigend den Gulden in die Hand, um sich den Abschied nicht noch schwerer zu machen, und die Thür schloß sich zum letztenmale hinter dem, der einst Citoyen de la paix gewesen.

* * *

Ein Unglück kommt nie allein.
Auch Hauptmann Renner sollte das erfahren.
Sein nächster Bursch — hieß Przibil.

„Malaria."

(Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Zum erstenmale aufgeführt am Deutschen Volkstheater den 21. October.)

Es ist im Palaste des Herzogs von Lima. Der edle Greis hat wieder den ganzen Tag gelesen, geschrieben, gesonnen, unermüdlich über seinen Plänen, das verwilderte Land zu pflegen, die Sümpfe zu trocknen, die Malaria zu bannen. Die Herzogin kommt mit dem Grafen Sandro aus der Oper. Da wird nun noch gemüthlich ein bischen geplaudert. Auch Gino, der Sohn des Herzogs, der kaum achtzehn Jahre hat, und Annina, das Töchterchen des Grafen, das, eben erst aus dem Kloster, genäschig unter die Menschen lugt, erscheinen, und man merkt, daß diese munteren, reinen Geschöpfe sich gefallen; fröhlich flattern gute Worte. Der Herzog sieht es gern und malt, wie er dann mit der Herzogin allein ist, eine liebliche Hoffnung: seinen Knaben mit dem Kinde des Freundes verbunden. Da schreit die Herzogin wie vor einer tödtlichen Gefahr, und er erkennt aus ihrer wilden Angst, daß sein Sohn und die Tochter des Grafen Geschwister sind und daß sie ihn zwanzig lange Jahre betrogen. Das ist ein theatralisch unfehlbarer Treffer, der geschickt gemeldet, behutsam bereitet und mit Kraft zum Schlage geführt wird.

Was soll der Herzog thun? Den Verräther züchtigen? Die Dirne verstoßen? Ja, wenn Gino nicht wäre! Er muß auf eine Rache verzichten, welche die unschuldigen Kinder treffen und doch nichts sühnen, seinen namenlosen Schmerz nicht lösen würde. Da kommt der falsche Freund, der es noch nicht weiß, und man hat nun diese Stellung: Die von Reue und Furcht zerrissene Frau, die das Gericht erwartet, den Grafen, der erst gar nichts ahnt, aber bald vor dem fremden Tone stutzen und doch, um sich nicht unbesonnen zu verrathen, immer noch an sich halten muß, und den Rächer, der die Angst, die Verlegenheit, die Qual der Schuldigen in vollen Zügen trinkt. Das gibt, wie hier ein Mann von einem anderen, denn man es nicht berargen kann, ohne Erbarmen gefoltert wird, eine zweite theatralisch unwiderstehliche Scene.